

# Inklusives Erinnern als Praxis der Recherche und des Schreibens. Über das Making-of eines Buches

Charlotte Wiedemann

---

**ABSTRACT:** *Das 2022 bei Propyläen in Berlin erschienene Buch *Den Schmerz der Anderen begreifen. Holocaust und Weltgedächtnis* setzt multidirektionales Denken in eine Praxis der Recherche und des Schreibens um. Dieser Beitrag reflektiert den Entstehungs- und Schreibprozess des Buches mit zeitlichem Abstand zu seiner Veröffentlichung und ersten Rezeptionsphase. Was kann der mitunter frustrierenden erinnerungspolitischen Debatte in Deutschland entgegengesetzt werden, in der es bisher kaum möglich ist, unterschiedliche Gewaltgeschichten solidarisch und sensibel zusammenzudenken? Wie können die Verflechtungen zwischen historischen Begebenheiten und bis in die Gegenwart reichenden Spuren aufgezeigt und für die Lesenden spürbar werden? Inklusives Erinnern wird als eine Praxis verstanden, die jenseits von Opferhierarchien funktioniert und stattdessen ein Weltgedächtnis verhandelbar macht. Die Methodik des Buches, unterschiedliche Recherchematerialien, Perspektiven und eigene persönliche Bezüge miteinander in Beziehung zu setzen, spiegelt sich auch in diesem Beitrag wider, der Auszüge aus dem Buch mit Reflexionen der Autorin verbindet.*

**SCHLAGWORTE:** *inklusives Erinnern, multidirektionales Denken, Opferhierarchie, Schreiben, Weltgedächtnis*

**ZITIERVORSCHLAG:** *Wiedemann, C. (2024): Inklusives Erinnern als Praxis der Recherche und des Schreibens. Über das Making-of eines Buches. In: Berliner Blätter 89, 99–111.*

Ich werde hier ein wenig über die Entstehung und die Machart des Buches *Den Schmerz der Anderen begreifen. Holocaust und Weltgedächtnis* erzählen; es erschien 2022.<sup>1</sup> Geboren wurde das Projekt aus einer tiefempfundenen Frustration angesichts einer erinnerungspolitischen Debatte in Deutschland, die ich geistlos und zänkisch fand und deren Tonfall dem millionenfachen menschlichen Leid, das hier verhandelt wurde, so wenig angemessen war – zuweilen auch bei jenen, die mir politisch nahestanden im Bemühen, das Erinnern inklusiver zu machen.

Ich wandte mich also radikal von den Binaritäten und Feindseligkeiten eines zum Kulturkampf stilisierten Streits ab und nahm mir vor, die ethischen Grundfragen der Erinnerungskultur in den Mittelpunkt zu stellen und sie zur Reflexion dorthin zurückzugeben, wo sie hingehören: in die Gesellschaft, in den Verstand und in die Herzen der einzelnen Bürgerinnen und Bürger. Ich verstehe Erinnerungskultur als eine ethische Ressource, die zugleich niemandem und allen gehört.

Mir war klar, dass inklusives Erinnern nicht eine bloße Addition bedeutet, in der dem Gedenken an die NS-Verbrechen jenes an koloniale Verbrechen hinzugefügt wird. Vielmehr wirft die Beschäftigung mit der kolonialen Erfahrung eines Großteils der Menschheit die Frage auf, wie das Weltgedächtnis beschaffen ist und wer sich in seiner zerklüfteten Landschaft überhaupt als gleichwertig und gleichberechtigt imaginieren kann. In diesem Moment ist gleichfalls klar, wie eng die Vorstellung einer gerechten oder inklusiven Erinnerung mit dringenden Fragen zur Gegenwart und zur Zukunft verbunden ist.

### Einen Ton finden, der deutschen Ängstlichkeiten gerecht wird

Welche Opfer haben Stimme, welcher Schmerz wird gehört? Wie entstehen Hierarchien von Leid, wer bestimmt die Wertigkeit von Toten? Material zu all dem hatte ich genug. Als Auslandsreporterin war ich über Jahre quasi durch Hierarchien von Leid gewatet, ich hatte Berührung mit Erinnerungskulturen auf verschiedenen Kontinenten, und die Perspektive zu wechseln im Blick auf ein Geschehen – mit der Absicht, es überhaupt zu verstehen –, war Bestandteil alltäglicher Arbeit.<sup>2</sup> Multidirektional zu denken, wie es nach dem Erscheinen von Michael Rothbergs (2009) Buch dann genannt wurde, schien mir eine eher selbstverständliche Praxis, in der recherchierenden Welterkundung und deren gedanklicher und sprachlicher Bearbeitung.

Wie wurde all das nun heruntergebrochen auf die Ebene eines Buches von 287 schlanken Seiten, niedrigschwellig und unakademisch? Es gibt die Anekdote von einem tanzwütigen Tausendfüßler, der von einer Ameise gefragt wurde, wie er denn dabei nur seine vielen Füße beherrschen könne; nachdem er über die Antwort lange nachgedacht hatte, konnte er nie wieder tanzen. Gelungenes Schreiben zu erklären, ist dem ein bisschen verwandt. Ich habe Schreiben lange unterrichtet, und immer blieb etwas Nichterklärbares: die intuitive Verschmelzung von Intellekt, Sprache und Emotion. Ich wusste, dass die emotionale Farbe für dieses Buch entscheidend war – der Ton musste tragen, über alle Klippen hinweg; es musste ein Ton sein, dem sich die Leser und Leserinnen anvertrauen könnten, ein Ton, welcher der Ängstlichkeit vieler Deutscher auf diesem Terrain gerecht würde. (Bei denen, die später das Buch lobten, fiel dann in der Tat regelmäßig der Satz: »Es ist der Ton...«.)

Den Schmerz der Anderen begreifen, dieses Motto kam über Nacht. Es war einfach da. Nicht fühlen, nicht verstehen, sondern begreifen. Das war die Klammer, die alles zusammenhalten musste, bei der Auffächerung des Materials in einem weiten geografischen und zeitgeschichtlichen Bogen. Aus dem Exposé für das Buch:

»In diesem Buch füge ich Collagen von Schmerz zusammen; sie sprechen auf unterschiedliche Weise zu mir und zu einander, manchmal beschweigen sie einander. In den meisten Fällen ist der Schmerz deklassiert worden oder er war es bis soeben, etwa der Schmerz der Erinnerung an kollektiv exekutierte indonesische Reisbauern, missachtete Kolonialsoldaten oder ihrer Schädel beraubter tansanischer Freiheitskämpfer. Schmerz macht nicht gleich, aber wie er jeweils deklassiert wird zugunsten eines geschichts- und machtpolitisch hegemonialen Narrativs, darin liegen Verbindungen. Und es hilft, die Deklassierungsstrategien anderer offen zu legen, um die eigenen besser sehen zu können.

Es gibt eine Richtschnur, die über die Grenzen geografischer Schauplätze und kultureller Bindungen hinaus Geltung hat: Der eigene Schmerz wird immer für

bedeutsamer gehalten als der Schmerz der Anderen. Aber was als ›das Eigene‹ bestimmt wird, ist nicht in Stein gemeißelt, vielmehr entscheidet das Ringen darum über die Möglichkeiten der Inklusion und des solidarischen Erinnerns. (...)

Mitgefühl ist nicht gerecht, es folgt nicht dem schönen Grundsatz von der Gleichheit aller Menschen. Den Schmerz der Anderen zu empfinden, mag unmöglich sein; jedenfalls lässt es sich nicht verordnen. Aber den Schmerz der Anderen zu begreifen und zu respektieren, ist ein realistisches und notwendiges Ziel.«

## Berührung als Leitwort im emotionalen und im historiografischen Sinne

Entscheidender als *Schmerz* war für mich indes etwas anderes, ein Begriff, der mich auf's Gleis setzte für den gesamten Schreibprozess: Berührung. Bei den Annäherungen an Menschen, an Geschehnisse, an Massenverbrechen war *Berührung* ein Leitwort in doppeltem Sinne: Als emotionales und intellektuelles Sich-Berühren-Lassen, aber auch als geschichtlich-faktische Berührungen, also Verwobenheiten zwischen unterschiedlichen Epochen und unterschiedlichen Kämpfen um Befreiung und Würde. In meinem Laptop hatte der digitale Ordner mit allem Material und allen Manuskriptteilen immer den Namen *Projekt Berührungen*, noch nach Erscheinen des Buches.

Ich hatte bereits in meinen früheren Büchern dafür plädiert, eurozentrische westlich-weiße Weltansichten zu überprüfen. Die Erinnerungskultur war dafür ein Terrain größter Bedeutung – aber wie war das in Einklang zu bringen mit einer spezifischen deutschen, nationalstaatlich konzipierten Verantwortung für die Shoah? Ich machte das, was in meinem eigenen Inneren dazu vorging, zu einer der Grundlinien des Buches. Auszug aus dem Vorwort:

»Dieses Buch ist entstanden aus einem inneren Dialog, aus zwei großen persönlichen Anliegen. Mögen wir als Deutsche, als neue und als alte Deutsche, den Nationalsozialismus dicht bei uns behalten, mit Sensibilität und mit Fürsorglichkeit gegenüber den Opfern. Und mögen wir als Europäer:innen ein weißes Geschichtsdenken überwinden und uns der Auswirkungen kolonialer Gewalt bewusst sein. Mit anderen Worten: die Verantwortung für die NS-Verbrechen im Zentrum halten, aber auf Grundlage eines veränderten Weltverständnisses, orientiert an Respekt und Teilhabe.

Mich selbst haben zwei widersprüchliche Stränge von Bewusstwerdung geprägt. Geboren neun Jahre nach der Befreiung von Auschwitz; die Bestürzung, dies irgendwann zu realisieren. Aufgewachsen mit dem verstockten Schweigen der Eltern – die väterliche NSDAP-Mitgliedschaft inbegriffen – und dem allmählichen Ertasten des Abgrunds unter meinem Deutschsein. Alles, was mit Nationalsozialismus zu tun hat, wurde wie eine zweite Haut. Nichts anderes erreicht, auf Dauer, diese Nähe.

Diesem intensiv empfundenen Deutschsein haben sich dann Jahrzehnte außereuropäischer Welterfahrung eingelagert: als Auslandsreporterin in der muslimischen Welt; durch Aufenthalte in Gesellschaften West- und Ostafrikas, die von der kolonialen Erfahrung gezeichnet sind; durch Recherchen in Ländern, die eigene Traumata zu bewältigen suchen, durch Lebensjahre in Südostasien, wo das Bild des Zweiten Weltkriegs durch die japanische Besatzung geprägt ist. Und durch Freundschaft und

Liebe zu Menschen, die von anderswo auf uns blicken. All dies motivierte die Suchbewegungen, entlang derer dieses Buch entstanden ist.«

Suchbewegungen, das drückte die Verlaufsform meiner Begehungen von Weltgeschichte aus. Der Begriff nahm aber auch etwas Entscheidendes vorweg: Hier wurde nichts Fertiges angeboten. Ein reflektierendes, reisendes und sich erinnerndes Ich durchstreift historische und gegenwärtige Räume. Dieses Ich ist der absolute Souverän in dem Sinne, dass aus dem Universum möglichen Materials jene Stücke herausgegriffen werden, zu der die Autorin aus ihrer eigenen Lebensgeschichte heraus eine persönliche Beziehung aufbauen kann. Diese Anmaßung im Umgang mit Geschichte kann nur sinnvoll funktionieren, wenn sie mit einer Haltung größter Bescheidenheit verbunden wird. Das reflektierende Ich ist immer auch ein selbstreflexives Ich, es lässt die eigene Unvollkommenheit und den eigenen Lernprozess einfließen.

### Ein Foto in Mali und die Erinnerungskultur der Kolonisierten

Bereits der Zweite Weltkrieg und die ersten Jahre nach 1945 warfen entscheidende Fragen nach dem Verhältnis von kolonialer Herrschaft, NS-Verbrechen und Universalität auf – Fragen, die heutige Diskurse als scheinbar neu beschäftigen. Ich beginne mein Buch mit den Kolonialsoldaten, weil sich in ihnen beispielhaft so vieles berührt – und ich führe gleich auf der ersten Seite des ersten Kapitels meine eigenen *Shortcomings* ein, mein früheres Unwissen. Auszug:

»Ein Foto von Schwarzen Soldaten in einem schneebedeckten Schützengraben sah ich zum ersten Mal in einem Lehmgehöft in Mali, umgeben von staubiger Hitze, pickenden Hühnern und der gleichmütigen Klangkulisse heranwehender Küchengeräusche. Ich habe vergessen, wer mir das Bild damals zeigte, es hatte jedenfalls einen Bezug zur Familie, in deren Gehöft ich mich aufhielt, aber ich erinnere mich mit aller Deutlichkeit, dass es mir in der ebenso festen wie irrigen Annahme präsentiert wurde, ich wisse ja wohl, worum es hier gehe. Afrikanische Soldaten hatten gegen das nationalsozialistische Deutschland gekämpft – ich wusste es nicht.

Ich hatte mich mit vergessenen Opfern befasst, mit osteuropäischen Juden und Jüdinnen, die lange von Entschädigungsgesten ausgeschlossen wurden, mit Zwangsarbeiter:innen, die um ihre Ansprüche kämpften. Dass es neben diesen willentlich vergessenen Opfern auch vergessene Befreier gab, erschien an diesem heißen westafrikanischen Nachmittag erstmals am Horizont meines Bewusstseins, und mich beschäftigte bald die Frage, inwiefern es sich hier gleichfalls um ein willentliches Vergessen handelte. (...)

Das Bild, das mir an jenem Nachmittag in Mali gezeigt wurde, bezeugte die Implikation meiner Gastfamilie in ein Geschehen, von dem sie und ich ein Teil waren, wenngleich in einem weitläufigen Sinne. Ein entfernter Verwandter, längst gestorben, hatte an einem Krieg teilgenommen, der sich gegen meinen Quasi-Verwandten Hitler, gleichfalls längst gestorben, richtete. Mir das Bild zu zeigen, war mitnichten Anklage, vielmehr ein Zeichen von Verbundenheit. Ich brauchte eine Weile, Monate, vielleicht Jahre, um die emotionale Großzügigkeit dieser Geste wirklich zu

begreifen und zu verstehen, welche Art von Verwandtsein mir an jenem Nachmittag angeboten wurde.«

Im selben Kapitel stelle ich später die westafrikanische Erinnerungskultur der europäischen Exklusion gegenüber und greife dabei auf persönliche Beziehungen in Mali zurück. Auszug:

»Ungeachtet einer langen Missachtung durch europäische Geschichtsschreibung entwickelten die Veteranen eine Kultur der Selbstanerkennung – *Ancien Combattant* zu sein, wurde eine Identität. Sie gründete im Bewusstsein, Teil eines großen historischen Geschehens gewesen zu sein, auch wenn die Teilnahme oft nicht freiwillig war. Die Kultur der Selbstanerkennung fruchtete vor allem dort, wo sie sich mit den fortschrittlichen Kämpfen der Zeit verbinden konnte. So wurde der erste Streik für gleiche Entlohnung von Schwarzen und Weißen in Westafrika im subjektiven Erleben auf die Kriegserfahrung zurückgeführt. Im Oktober 1947 traten die einheimischen Eisenbahner an der Linie Dakar-Koulikoro in einen Ausstand, der die kolonialwirtschaftlich wichtige Verbindung zwischen Atlantik und Niger lahmlegte. Weiße französische Bahnbeschäftigte verdienten damals ungleich viel mehr als ihre Schwarzen Kollegen. Die Streikenden und ihre Familien hielten fünf Monate durch, fünf harte Monate ohne Lohn, in denen die Frauen das Überleben durch solidarische Strukturen organisierten.

Einen der Protagonisten lernte ich kennen, als er bereits über achtzigjährig war, ein ehemaliger Heizer auf einer Dampflokomotive. Es handelte sich um den Vater meines damaligen malischen Lebensgefährten, eine beeindruckende Gestalt, in der sich afrikanisches Patriarchentum mit einem wachen politischen Kampfgeist verband. Père, wie ich ihn nannte, denn solche Gestalten redet man nicht mit Vornamen an, war selbst kein Soldat gewesen, aufgrund seiner Funktion war er der Zwangsrekrutierung entgangen; dennoch hatte die Kriegserfahrung sein Bewusstsein geprägt. »Wir hatten alle begriffen, welchen Beitrag die Afrikaner zur Verteidigung Frankreichs geleistet hatten«, erklärte er mir. »Und weil wir das begriffen hatten, verlangten wir Respekt und gleichen Lohn.«

In Europa besteht indes ein Geschichtsverständnis fort, in dem die Befreiung vom Nationalsozialismus nicht mit der Befreiung des kolonisierten Menschen zusammengedacht wird. Um diesen Gedanken zu akzentuieren, wechsele ich den Schauplatz und greife auf Recherchematerial aus Kamerun zurück, das ursprünglich in einem ganz anderen thematischen Kontext entstanden war. Auszug:

»In Kamerun begegnete ich Oppositionellen, als sie darüber beratschlagten, ob ein Denkmal für General Jacques-Philippe Leclerc abgerissen werden sollte; es steht im Herzen von Douala, Kameruns größter Stadt. Leclerc (ursprünglich ein Tarnname) wurde 1940 von de Gaulle als Gouverneur von Französisch-Kamerun nach Zentralafrika entsandt, um die dortigen Kolonien aus dem Herrschaftsbereich des Vichy-Regimes ins Lager des Freien Frankreich zu holen. Mit seinen Truppen gelangte er dann bis nach Nordafrika, eroberte die italienischen Stellungen am Mittelmeer, war bei der Landung in der Normandie dabei, nahm die deutsche Kapitulation in Paris entgegen und setzte seinen Triumphzug bis vor Hitlers Domizil am Obersalzberg fort.

Ja, und?, sagte der Kameruner Mboua Massok und zeigte sich von Leclercs militärischer Karriere völlig unbeeindruckt. Massok, Jahrgang 1953, ein Mann mit weißem Bart und scharf geschnittenen Zügen, Buchhalter von Beruf, Maler und Aktivist aus Leidenschaft, hat sich immer wieder furchtlos mit dem repressiven, frankreichfreundlichen Regime seines Landes angelegt. Nun verlangte er vor Gericht die Zerstörung von Leclercs Statue. Aus seiner Begründung sprach ein prinzipieller Antikolonialismus: »Es sollte kein französisches Denkmal in Kamerun geben, solange es kein kamerunisches Denkmal in Frankreich gibt.«

Auf die Mauer von Leclercs Gedenkstätte hat Mboua Massok mit roter Farbe gepinselt: à démolir! Zu zerstören! (...) Die Angriffe auf die Statue von Leclerc begannen lange vor der jüngsten Serie von Denkmalstürzen in Europa und Amerika. *Black Lives Matter*, das hat sich als uneingelöste Forderung bereits in die komplexe Geschichte des Zweiten Weltkriegs und der Kolonialsoldaten eingeschrieben. Schwarze Leben zählten wenig, und deshalb können wir die vergessenen Befreier je nach Blickwinkel ebenso als Helden wie als tragisch Irrende betrachten.«

## Opferhierarchien und Menschenbild

Inklusivität geht über »Nationalsozialismus versus Kolonialismus« hinaus und betrifft gleichfalls die Binnen-Erinnerung beider historischer Phasen: Welche Opfergruppen stehen uns<sup>3</sup> nahe, etwa weil sie berühmte Literaturen hervorgebracht haben, wie die westlich geprägten Ausschwitz-Überlebenden? Welche werden übersehen, etwa die dem Hungertod preisgegebenen sowjetischen Kriegsgefangenen, obwohl sie die zweitgrößte Opfergruppe nach Juden/Jüdinnen sind? Und warum ähneln die Roma, deren Vernichtung als vermeintliche Rasse sie in der NS-Ideologie dem Judenmord am nächsten rückte, in unserem Blick eher kolonial-afrikanischen Opfern: entfernt, fremd, ungeliebt, nicht sprechfähig?

Und schließlich bedeutet inklusives Erinnern, über ein rein westeuropäisch geprägtes Verständnis von Kolonialgeschichte hinauszublicken und die ausgeprägte Opferkonkurrenz im postsowjetischen Raum in die Betrachtung einzubeziehen. Dazu hatte ich kurz vor Beginn der Arbeit am Buch in Litauen, Lettland und Estland recherchiert. Auszug:

»Exkursion ins Baltikum. Ich reise über Land, mit Zug und Bus von Berlin nach Vilnius, Riga und Tallinn; das lässt mir Zeit, um Distanzen, Abstände, Unterschiede zu spüren, zwischen Städten und Landschaften und Geschichtsbildern. Weil die Fahrt lang ist und weil die baltischen Staaten die nordöstliche Grenze der Europäischen Union bilden, kommt das irreführende Gefühl auf, an den Rand Europas zu reisen. Westlicher Hochmut! Irgendwo nördlich von Vilnius liegt Europas geografischer Mittelpunkt. Natürlich geht es hier nicht allein um Erdkunde, sondern um die Längen- und Breitengrade der Weltanschauungen. Es stehe eine erinnerungspolitische Mauer zwischen West- und Osteuropa, zwischen den Ländern mit und ohne kommunistische Erfahrung, lese ich in einem Text des estnischen Institute of Historical Memory. Im Westen werde nicht erkannt, dass Nationalsozialismus und Stalinismus Verbrechen in vergleichbarer Größenordnung begangen hätten.

Während in Deutschland darum gerungen wird, ob das Holocaust-Gedenken Raum lässt für die Opfer des Kolonialismus, erwartet mich in Osteuropa eine ganz ande-

re Konstellation: Die Erinnerung an die Opfer stalinistischer Verbrechen dominiert die Erinnerung an die Shoah. Eine Position, die im deutschen Historikerstreit der 1980er-Jahre als Geschichtsrevisionismus zurückgewiesen wurde, nämlich den Holocaust als Replik des sogenannten Roten Terrors zu betrachten, ist dort, wo ich hin-  
fahre, durchaus verbreitet. Vielleicht wäre es einfacher, sich damit nicht zu befassen, aber über Inklusion und solidarische Erinnerung lässt sich kaum allein aus einer westlichen Perspektive nachdenken.«

Meine Perspektive bei den Erkundungen in den drei baltischen Ländern ist der deklassierte jüdische Schmerz, meine Protagonistinnen und Begleiterinnen sind Jüdinnen. Auszug aus einer Betrachtung am Ende der Reise:

»Von den Treppenstufen der Ruine eines sowjetischen Olympiastadions bietet sich ein fantastischer Blick auf die baltische See; ein guter Ort, um die Gedanken schweifen zu lassen. Ich habe in den zurückliegenden Wochen nicht nur viel über baltische Geschichte gelernt, sondern auch einiges über mich selbst. Beim Betrachten von Videos, in denen Zeitzeug:innen von ihrer Deportation nach Sibirien erzählten, wurde mir bewusst, dass mich diese Opfer bisher wenig berührt hatten und mir für ihr Leid die Sprache fehlte. Aufgewachsen mit dem Antikommunismus der frühen Bundesrepublik und der revisionistischen Propaganda von Vertriebenenverbänden, hat sich mir ein Grundmisstrauen gegenüber der Anklage stalinistischer Verbrechen eingeschrieben. Auch das blockiert Empathie.

Nun, an einem Ort des Geschehens, rührten mich diese Schilderungen plötzlich sehr, und ich begriff, dass es auf der Ebene menschlicher Leiderfahrung durchaus Verwandtes zwischen Stalinismus und Nationalsozialismus gibt – ein Kind zwei Wochen in einem Viehwaggon ... Aber der Ausgangspunkt blieb für mich auch in diesem Moment die Shoah; ich blickte von dort aus auf den Waggon. Dass dies als partiisch und voreingenommen betrachtet werden kann, war mir vorher nicht bewusst. Aber tatsächlich ist es eben so, dass nicht überall und nicht einmal innerhalb der ganzen Europäischen Union der Holocaust als ein universelles Zeichen verstanden wird. Wenn dies nicht einmal an herausragenden Schauplätzen der Shoah der Fall ist, in Paneriai, Rumbula oder am Bahnhof von Skirotawa, wie können wir dann von Menschen auf anderen Kontinenten und in anderen historischen Erfahrungswelten verlangen, eine Singularität des Holocaust anzuerkennen?«

Unser heutiges Wissen, dass es immer verhängnisvoll ist, wenn es nur *eine* Geschichte und nur *eine* gültige Erinnerung geben soll, stößt die Tür auf zu einem Arsenal weiterer Fragen. Kann Erinnern transkulturell sein, also kulturelle Geprägtheiten überschreiten? Wie gehen wir mit nicht-westlichen, südlichen Sichtweisen auf den Holocaust um? Und ist das öffentliche Gedächtnis mangelhaft in Kulturen, die auf die imposante Materialität von Gedenkstätten verzichten oder verzichten müssen? Auszug:

»Sobald wir die uns vertrauten, westeuropäisch und US-amerikanisch geprägten Räume verlassen, stehen wir in ungewissem Terrain, ohne Haltegriffe. Wie urteilen? Einen anderen Umgang mit Erinnerung hatte ich bereits in Vietnam erlebt, auf den Spuren der Millionen von Kriegstoten. Ich besuchte My Lai, wo Kinder an jenem Märzorgen 1968, als amerikanische Soldaten das Dorf angriffen, mit ihrem Früh-

stücksreis im Mund gestorben waren. Eine Skulptur in der Dorfmitte zeigte eine Mutter mit zum Himmel gereckter Faust, im anderen Arm schlaff das tote Kind. Heroisierte Trauer, die mich an polnische NS-Mahnmale erinnerte. Doch verschwanden europäische Assoziationen, sobald ich mit dem Leiter der äußerst bescheidenen kleinen Gedenkstätte sprach. Seine größte Bitterkeit legte er in folgenden Satz: ›Von vielen Familien ist niemand übrig, um die Räucherstäbchen anzuzünden‹. Erst die Verehrung der Ahnen bringt den Toten ihre Ruhe, erst dann beschützen die Seelen der Verstorbenen die Nachkommen. Früher wurden Tote manchmal mitten im Reisfeld begraben, damit sie über die Ernte wachten. Eine Familie, die nicht weiß, wo ihre Toten sind – und viele Vietnames:innen haben es nie erfahren –, fürchtet Unglück für Generationen.

Wenn ich am Ende solcher Tage meine Notizen durchsah, nach Gesprächen mit Menschen, die Furchtbares erlebt hatten, kamen mir manchmal meine Begegnungen mit Überlebenden der NS-Zeit in den Sinn. Da war eine andere Intensität, mehr Nähe und eine manchmal kaum aushaltbare Spannung. Weil ich keine neutrale Beobachterin war, sondern als Deutsche eine Nachfahrin der Täter? Schafft ausgerechnet ein Gefühl von Schuld Intimität? Oder war es der europäische Kontext der Begegnung, die Tatsache also, dass die Überlebenden zu einer mir vertrauten Kultur gehörten? Hatte ich für sie schlicht mehr Empathie? Die Fragen blieben bei mir, ich nahm sie mit zu anderen Orten, und sie werden wiederkehren, schärfer noch, in anderen Zusammenhängen.«

Meine Reflexion über die Grenzen eines westlich oder weiß verstandenen Universalismus siedelte ich zwischen Nürnberg und Indonesien an: hier die Nürnberger Prozesse, dort die Welt der Kolonie. Parallel zu den Nürnberger Prozessen zwischen 1945 und 1948 verübten Großbritannien, Frankreich und die Niederlande in ihren um Unabhängigkeit ringenden Kolonien Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die nie geahndet wurden. Vielmehr kämpfen die Angehörigen von Opfern bis heute um die Anerkennung der Taten und eine Entschuldigung der Täter. Auszüge:

»Dieselben Mächte, die nach dem Sieg über den Nationalsozialismus schwören, alle Menschen gleich und würdig zu behandeln – wie es die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte zum Ausdruck bringen wird –, schließen einen großen Teil der Menschheit von der Universalität der Rechte begründungslos aus. Das sich entwickelnde neue Völkerrecht findet für die Taten von Europäern außerhalb Europas keine Anwendung. Es gibt für die Kolonien weiterhin eine andere Moral, eine andere Ethik, und die Erfahrung des Nationalsozialismus, der Shoah hat daran nichts geändert. Der Verrat an den Erwartungen des globalen Südens zu einem historisch hoch bedeutsamen Zeitpunkt hallt bis heute nach, und die leidvollen Erfahrungen, die damit verbunden sind, haben sich direkt oder indirekt auch in außereuropäische, nichtwestliche Betrachtungen der Shoah eingeschrieben – in die Debatte also, wie sich die Vernichtung der Juden und Jüdinnen zu den Erfahrungen des Südens mit europäischer Gewalt verhält.«

»1947, als in Amsterdam unter dem Titel *Het Achterhuis, Das Hinterhaus*, die erste Ausgabe der Tagebücher von Anne Frank erschien, nahmen niederländische Soldaten in der Kolonie den Kindern ganzer Dörfer die Väter. An einem Dezembertag

gen jenes Jahres erschien im Dorf Rawagede auf Java, kaum hundert Kilometer von Jakarta entfernt, eine Einheit, die nach einem bekannten Unabhängigkeitskämpfer fahndete. Als die Männer des Dorfes, sie waren Reisbauern, auf die Fragen der Soldaten keine Antwort gaben, sei es aus Solidarität mit dem Gesuchten oder weil sie sein Versteck nicht kannten, wurde ihnen befohlen, sich in Reihen aufzustellen, es waren mehrere Hundert Männer, und sie wurden allesamt erschossen. Eine junge Witwe berichtete später, wie Ehefrauen, Mütter und gebrechliche Alte, die der Exekution entgangen waren, aus den Leichenbergen ihre Liebsten hervorzogen und sie bestatteten. Die Kinder des Dorfes waren Zeugen von all dem, trugen die traumatischen Bilder mit sich für den Rest des Lebens.«

Während an dieser Stelle das Tagebuch der Anne Frank, eine Ikone des Holocaust-Gedenkens, der missachteten kolonialen Erinnerung gegenübergestellt wird, gibt es in einem späteren Kapitel eine ganz andere Perspektive: In Südafrika eignen sich die Kämpfer des ANC die NS-Erinnerung an als Mittel zur eigenen Befreiung. Zur ersten demokratischen Wahl spricht Nelson Mandela in einer Anne-Frank-Ausstellung, und sein »Nie wieder« bezieht sich auf Faschismus und Apartheid gleichermaßen. Die Methode des mehrfachen Gegeneinander-Schneidens fällt mir allerdings erst jetzt auf, da ich mir das *Making-of* zu erklären versuche. Tatsächlich ergab sich der Gegenschnitt beim Schreiben organisch aus einem Fluss der Gedanken. Zurück nach Indonesien, zur Frage der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit von kolonialen und NS-Verbrechen. Auszug:

»Was im indonesischen Rawagede geschah, weist nach Umständen und Opferzahl eine gewisse Ähnlichkeit auf mit einem Massaker, das Europäer:innen eher bekannt ist, begangen im französischen Dorf Oradour drei Jahre zuvor, an einem Sommertag 1944, durch eine Einheit der deutschen Waffen-SS. Im Verständnis der Täter verlangte der wachsende Widerstand der Bevölkerung auch hier eine ›Strafaktion‹ – ein Wort aus dem kolonialen Vokabular des 19. Jahrhunderts, Erziehung durch Mord vor aller Augen. In Oradour-sur-Glane wurden außer den Männern allerdings auch die Frauen und Kinder ausgelöscht, im Hinblick auf den Vernichtungswillen und die Enthemmung der Täter ein nicht zu vernachlässigender Unterschied. (...) Jedenfalls sollen hier nicht die niederländischen Soldaten mit SS-Angehörigen gleichgesetzt werden, wohl aber gilt es zu fragen, welche gemeinsamen Elemente ihre Taten aufweisen. Beide Tätergruppen empfanden sich in einem Kontext, der ihnen ein Handeln erlaubte, von dem sie sehr genau wussten, dass es unter anderen Umständen ein großes Verbrechen war. Den Lebensraum anderer besetzt zu halten und absolut zu kontrollieren, reichte als Rechtfertigung, sich außerhalb der sonst gültigen Gesetze menschlichen Zusammenlebens zu stellen.«

## Die Ökonomien der Empathie

Zugleich führe ich hier das Thema Empathie ein, auf das ich in späteren Kapiteln aus immer anderen Perspektiven meinen Blick werfe. Auszüge:

»Obwohl in Rawagede nur ein Botschafter sprach, wühlte das Wort Entschuldigung, als es ins Indonesische übersetzt wurde, einige Angehörige der Opfer derart auf, dass sie schluchzend zusammenbrachen. Wie sehr müssen sie eine Anerkennung

ihres Schmerzes all die Jahre über ersehnt haben. Ist es vorstellbar, dass europäische Regierungen von Gerichten gezwungen werden müssen, solche Momente seelischer Erleichterung möglich zu machen? Es ist nicht vorstellbar und doch wahr. Ich bin an diesem Tag nicht in Rawagede gewesen, meine Schilderung stützt sich auf einheimische Berichtersteller:innen, die in großer Zahl diesem als historisch empfundenen Moment beiwohnten. Und ich kann mir die Szene vorstellen, ich sehe die Witwen, alt, klein und zierlich vor meinen inneren Augen, denn ich habe in ländlichen Gebieten Javas häufig solche feingliedrigen, abgearbeiteten, zähen Bäuerinnen gesehen, die Arme so dünn, dass man sich fragt, wie es kommt, dass sie nicht zerbrechen. Ich habe also Bilder zu dieser Erzählung, ungefähre Illustrationen zumindest, die es meinem Vorstellungsvermögen ermöglichen, in einer unendlichen Globalität von Unrecht, Gewalt und Schmerz einen Haltepunkt zu finden, einen Ort, um Mitgefühl anzusiedeln.«

»Empathie braucht Nahrung, Anregung. Nur bleibt alle Nahrung wirkungslos, wenn es eine kognitive und emotionale Sperre gibt, eine generelle Unwilligkeit, in den Opfern ein gemeinsames Menschsein zu erkennen – eine Verwandtschaft von jener entfernten Art, wie sie mir in einem malischen Lehmgehöft angeboten wurde, mit dem Foto Schwarzer Weltkrieg-II-Soldaten. Bei der Beschäftigung mit kolonialen Opfern scheint es mir entscheidend, das Gefühl für das uns allen Gemeinsame zu erweitern.«

»Welche Taten zu uns sprechen, das ist eng verknüpft mit der Frage: Welche Opfer sind uns nahe? Und wonach richtet sich die Bedeutung, die bestimmten Opfern beigemessen wird und anderen nicht? Empathie ist eine individuelle Haltung, und doch gibt es eine Ökonomie der Empathie, sie wird geprägt durch kollektive Muster und durch den Ort, von dem aus ich auf ein Geschehen blicke. Dies ist ein geografisch, kulturell und ökonomisch definierbarer Ort, aber der Begriff umfasst zugleich meine geistige und emotionale Selbstverortung in einer Geschichtslandschaft, die seit fünfhundert Jahren von kolonialen und postkolonialen Asymmetrien gezeichnet ist. Richtungen, in die Empathie frei fließen kann, werden eingeübt, und es gibt andere Richtungen, wo der Fluss blockiert ist und sich allenfalls Rinnsale ihren Weg suchen.«

»Die Vorherrschaft der Kommunikationsmittel der reichen Industriestaaten sorgt dafür, dass wir ständig fremden Schmerz betrachten, mit müder Neugier und allenfalls gelegentlicher Empathie. In Konfliktgebieten bestimmt der politische Charakter des Täters, welche Bedeutung diese und jene Tote in Mali oder Afghanistan für Europa haben; es gibt im selben Land geostrategisch bedeutsames und unbedeutsames Leid. Aufgrund einer Asymmetrie, die in kolonialen Zeiten wurzelt, halten wir uns für kompetent, jedwede Verbrechen im globalen Süden zu beurteilen, während afrikanische Blicke auf den Holocaust als Zumutung empfunden werden.«

Was verbindet unsere Betrachtung historischer Opfer mit den Hierarchien für Tote der Gegenwart? Dazu ziehe ich meine Erfahrungen in Krisengebieten heran, etwa im Sahel, wo westliche Beobachter:innen und Einheimische unterschiedliche Kategorien haben. Auszug:

»Es gibt also strategisch bedeutsame und unbedeutsame Tote – nicht, weil es Einzelne in zynischer Manier so entscheiden würden (auch dies kommt vor), sondern

weil ein politisches Vorgehen, zu dem sich ganze Staatengemeinschaften entschließen, auf der unausgesprochenen Klassifizierung von Toten beruht. Die Ökonomie der Empathie ist in den vergangenen Jahrzehnten durch Kriegsführung und deren mediale Vermittlung nicht unwesentlich geprägt worden. Wenn wir diese Wirkung auf uns selbst nicht erkennen, werden wir auch nicht verstehen, wie sie unsere Gedächtniskultur beeinflusst. Nur wenn wir die uns aufgedrängte Skalierung in bedeutsame und unbedeutsame Tote radikal zurückweisen, können wir uns einer inklusiven, solidarischen Erinnerungshaltung nähern.«

Ich setze Drohnen-tote, historische Opfer und heutige Opfer rechtsextremer Gewalt durch ethische Betrachtungen in Beziehungen zueinander. Immer wieder beschäftigt mich, was die Nichtvermissten und die Nichtbetrauerbaren verbindet. Auszüge:

»Es scheint naheliegend, die Verweigerung von Betrauerbarkeit moralisch zu verurteilen. Schwieriger ist, ein Bewusstsein zu entwickeln für den eigenen Beitrag zur adäquaten Betrauerbarkeit anderer. Denn die Ungleichverteilung entfaltet ihre Wirkung lange, bevor es überhaupt um Tod geht. Ein Leben, dessen Verlust beklagt wird, wird besser geschützt als eines, dessen Verlust nicht schmerzt. Das Wort Klage lässt sich hier auch juristisch verstehen. Chemiekonzerne verkaufen ihre Gifte besonders gern in Gegenden, wo Bäuerinnen wegen des Verlusts ihrer Gesundheit keine mächtige Anwaltskanzlei zur Seite tritt. Der Weg hin zu einem planetarischen Gemeinwesen, das auf der Idee gegenseitiger Anerkennung als Gleiche basiert, beginnt damit, jedes Leben als gleichermaßen prekär und schutzwürdig zu betrachten.«

»*Say their names*. Die Namen der zivilen Opfer aufzulisten – auch wenn es nur ein Bruchteil der eigentlichen Zahl ist –, sie der Öffentlichkeit zu zeigen und vor dem Vergessen zu bewahren, ist ein Werk der Liebe. Es kann das Töten nicht ungeschehen machen, aber es ist ein Versuch, von einem Band, das zerrissen ist, ein kleines Stück erneut zu verflechten.«

## Das eigene Wachsen beim Schreiben

Ich reise durch mein Buch mit einem Koffer voller offener Fragen. Und es ist nicht mein Ziel, am Ende einen leeren Koffer zu haben. Sondern ich will die Fragen verfeinern und alte, abgetragene Antworten aussortieren. Auf diese Weise können auch Themen, die als heikel gelten, behutsam angesprochen werden. Auszüge:

»An dieser Stelle kommt eine Frage auf, die mich weiter begleiten wird: Warum meint der so zentrale Begriff Holocaust ausschließlich die Vernichtung der Juden? Selbstverständlich ist das nicht; vielmehr handelt es sich um eine Setzung, die im US-amerikanischen Kontext entstanden ist, nämlich in den 1978 beginnenden Debatten über die Einrichtung des Washingtoner Holocaust Memorial. In der Gründungskommission forderte Simon Wiesenthal, bekannt als jüdischer Verfolger untergetauchter Nazi-Täter, das Mahnmal allen Opfern der NS-Rassenideologie zu widmen, die er damals auf elf Millionen bezifferte. Elie Wiesel, Überlebender aus Rumänien, verlangte die Beschränkung auf die jüdischen Opfer, da deren Ausrottung einzigartig sei, und konnte sich als Vorsitzender der Gründungskommission durchsetzen.

Vieles spricht dafür, dass wir uns heute die Möglichkeit einer weiten Definition von Holocaust erneut bewusst machen, um die Verflechtungen rassistischen Handelns zu sehen. Es waren Kranke und Behinderte, die als Erste in Gaskammern getötet wurden, die Nächsten waren Roma, und die Sterilisation von dreihunderttausend Menschen nach dem ›Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses‹ war eine präzedenzlose Form von Genozid. Ist es nicht lehrreicher, uns immer aufs Neue daran abzuarbeiten, in welchem Kontext anderer Aussonderungen die Judenvernichtung möglich war – statt uns durch vorsortiertes Gedenken das Denken abnehmen zu lassen?«

»So kommen wir auf der Suche nach einer inklusiven Kultur der Erinnerung um einen heiklen Punkt nicht herum. Gelten aus deutscher Perspektive womöglich nur die jüdischen Opfer als ein gleichwertiges Gegenüber? Fällt es leichter, diesen Gleichwertigen gegenüber Schuld einzugestehen, leichter als gegenüber Menschen, die offen oder insgeheim weiterhin verachtet werden, wie Roma oder Schwarze? Auch diese Gedanken kommen in den Koffer der mitreisenden Fragen.«

Für mich selbst war das Schreiben des Buches ein intellektueller Wachstumsprozess – was sich als eine wachsende Sicherheit und Souveränität im Umgang mit dem Stoff verstehen lässt, aber auch als eine zunehmende Unerschrockenheit. War es zunächst mein Anliegen gewesen, einer künftigen Leserschaft zu zeigen, dass Erinnerungskultur nicht das oft zitierte Minenfeld sein muss, so ergab sich im Laufe des Schreibens der Effekt, dass ich selbst die Minen gar nicht mehr sah. Denn sie existierten tatsächlich nicht – sie waren künstliche Fantasiegebilde. Beim Gehen in schwierigem Gelände hatte ich zunehmende Trittsicherheit erworben, und damit stellte sich ein Gefühl geistiger Freiheit ein. Den Untertitel *Holocaust und Weltgedächtnis* habe ich erst gewählt, als das Manuskript zur Hälfte geschrieben war – zu Beginn hätte er mich erschlagen, durch das Gewicht des darin transportierten Anspruchs. Lange schwebte mir der bescheidenere Untertitel *Über Erinnern und Solidarität* vor.

An dieser Stelle sollte ich noch erwähnen, dass ich dieses Buch in – für meine Verhältnisse, ich bin eine zögerliche Schreiberin – sehr kurzer Zeit schreiben musste. Ich hatte dafür viereinhalb Monate, zwischen dem Unterzeichnen des Vertrags mit dem Verlag und der Abgabe des Manuskripts. Ich tat also etwas, was man *nach vorne schreiben* nennt: Ich sortierte meine Gedanken und schrieb, schrieb, schrieb, ohne zurückzublicken. Vier Wintermonate lang lebte ich quasi in einem Gedankentunnel, wachte darin auf und ging darin zu Bett. Ein Zustand größter Konzentration und pausenloser geistiger Kreativität. Beim Lesen ist dem Buch vermutlich nicht anzumerken, dass sich dahinter auch ein intellektueller Wachstumsprozess der Autorin verbirgt – der Stil ist im ersten Kapitel kein anderer als im letzten. Weil eine Methode von Beginn an feststand: Zeige dich selbst als Lernende und als Suchende; stelle Fragen und nimm diese Fragen immer wieder auf, unter verschiedenen Perspektiven, so dass sich ein Panorama möglicher Antworten ergibt, die aber ihrerseits auf einen fortdauernd offenen Prozess verweisen.

## Endnoten

- 1 Wir danken dem Propyläen Verlag für die Genehmigung zum Ausdruck der Auszüge aus dem Buch.
- 2 Siehe meine Bücher *Vom Versuch nicht weiß zu schreiben*, Köln 2012, 2014, 2018, und *Der lange Abschied von der weißen Dominanz*, München 2019.
- 3 ›Uns‹ und ›wir‹ sind hier rhetorische Figuren, die eine kritische Selbsterkenntnis erleichtern sollen, indem sich die Autorin nicht als Besserwissende über die Leser und Leserinnen stellt. Dass letztere eher der deutschen Mehrheitsgesellschaft zugehören, ist zwar anzunehmen, aber Opferhierarchien durch Wahrnehmung und Menschenbild existieren auch darüber hinaus.

